



3. Blatt

Landsberg (Warthe) 1931

Nr. 11

## Aus der Geschichte des Dorfes Guscht

Das Dorf Guscht, in der südwestlichen Ecke des Kreises Friedberg gelegen, ist eine sehr alte Siedlung, die den beiden, die zugleichsten Urnen, die auf uniseren Hügelstufen ausgegraben wurden, und die Steinzeit, aus der Münzen und Haushaltsgegenstände aus der Neolithik gelegentlich hochgegraben worden sind, Siedlungen entflammt, germanischer Vorzeit und sind dem Märkischen Museum, Berlin und dem Friedberger Ortsmuseum übergeben worden. Auch in der Schule werden noch einige Stücke aufbewahrt.

Die ersten Menschen fanden sich vielleicht im ersten oder zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt hier ein und gehörten zum Volksstamm der Burgunder. Es waren Indogermanen, die, wie die Geschichtsschreiber berichten, aus Burgund, aus der Gegend des Rheins kamen und sich zwischen Warthe und Neiße ansiedelten. Der reiche Wald bestand und die vielen Seen gaben ihnen die Möglichkeit, ihren Viehlebensbedürfnissen, der Jagd und dem Fischfang, nachzugehen. Sie gaben ihnen unerschöpfliche Güter, an Woden, den Donauwal, den Donnergott, an den der Donnerstags erinnert, an den Donnergott, die Göttin des Donners, Wöltern, die dem Freitag den Namen gaben. Sie gaben ihnen weiteren an starken Eichen, männliche Tiere, hunderte Werke und Hölle, um die Kunst der Göttin zu erwerben und zu erhalten. Der vorwiegendste Charakterzug der Germanen war die unbedingte Achtung vor der Frau. Als Hälterin der Familie stand die Frau in hohem Ehren, und Mithandlung der Frau wäre etwas Ungehöriges gewesen. Andererseits wurde aber auch Untreue der Frau mit dem Tod bestraft. Später wanderten die Germanen nach Westen, und die slawischen Volker, die Wenden, Wilsen und Polen rieben von Osten her in das Gebiet bis zur Elbe und Saale vor. Sie waren nicht blond, blauäugig und von großem Wuchs wie die Germanen, sondern klein, danteläugig und schwatzhaarig.

Der Ortsname Guscht weist in die slawische Zeit zurück. Es bestehen zwei Lesarten auf: Erklärung: Einerseits erklärt man ihn mit dem slawischen Gus, was heißt Herd, andererseits leitet man ihn von dem slawischen guscht, im Walde gelegen, ab. Seit dem Jahre 1807 lautet das Gemeindebezirk Guscht.

Die Slawen beurkundeten die deutschen Siedlungen durch weberholte Einfälle und wurden um 900 nach Christi Geburt Kaiser Otto I. unterworfen. Nachdem die mehrheitlich deutsche Herrschaft abgesetzt worden war, wurde unter Otto III. um das Jahr 1000 wieder beurkundet. Erzbischof Walther von Prag befahlte eine große Anzahl zum Christentum, und es ist anzunehmen, daß um das Jahr 1000 nach Christi Geburt auch die Bewohner von Guscht Christen geworden sein mögen. Dann Guscht unter brandenburgische Herrschaft kam, es wohl nicht festzustellen. 1237 gehörten die Schlosser Driesen und Jantosch nach

zu Bolen. 1408 kaufte der Deutsche Ritterorden das Driesener Gebiet. 1455 wurde das Land von Kurfürst Friedrich IV. von Hohenzollern wieder aufgekauft um den Preis von 10.000 Goldgulden. In der Zwischenzeit mögen die Einwohner von Guscht durch kriegerische Einfälle oft schwer gelitten haben. Man erzählt von massiven Feuerwerken, die die Kirche und die Pfarrstelle zerstörten, die von den Soldaten als Sitzpunkt im Kampf gegen das Schloss Jantosch hier in der Nähe des Ortes errichtet worden sei. Am 15. Februarhundert wanderten deutsche Familien und belegten vom Amt Driesen ihre Güter und Land aufgeteilt. Von diesen Familien ist nur noch die Familie Kaltz hier anständig. Kurfürst Joachim I. ließ ein Vorwerk und eine Mühle und Schneidemühle bauen, die 1577 von Kurfürst Georg in Erbpacht gegeben wurde. Verschiedene Gemeinden in der Umgegend z. B. Gottschimmen, durften nur in Guscht mahlen lassen. Einzelheiten Jahre lang sind wohl kaum zu ermitteln, denn es fehlt das Alterbuch für die Kirche. Ein Feuer zerstörte das Dorf im Jahre 1620, was zum jüngsten Land, das sich zur Kirche hingezogen, als neue Dreiflüsse und Dreibach zu war nichts als Heide.

1647 bekam Guscht eine Kirche. Sie stand fast auf dem gleichen Platz wie die jetzige Kirche. Sie stand damals noch höher als heute. Heute ist sie niedriger, so niedrig, als Guscht gehörte zur Warthe. Gegen Ende des Jahres 1689 kommt der erste schriftliche Nachweis, daß das Dorf in der Gemeindebeschreibung des Amts Driesen vom 25. September 1692 von Amtmann Brodbeck heißt es: „Das Dorf Guscht. Darin 10 Bauern und 7 Kossäten (Salbhausen). Sie stehen in Dienstfeld; es gibt der Bauer 6 und der Kossät 12 Tiere, außerdem dienen sie kein Vorwerk in der Erntezeit 24 Tage; dafür bekommen sie im Jahr jeder täglich 3 Kanten Brot und 4 Quart Seelbier. Überdies geben sie Brodbeck an das Amt Driesen, der Bauer 1 Großfuder und 10 Kleinfuder 8½ Scheffel; der Bauer 2 und der Kossät 10 Scheffel über für jedes Gut 1 Großfuder. Es kann kein Vieh gehalten werden und schlechter Haltung nicht sonderlich an Mühle und Schafen gehalten werden. Das Vorwerk Guscht kann jetzt, weil das Land keils vermauert, keils verarbeitet ist, nicht mehr ausfassen als 12 Scheffel Roggen, 4 Scheffel Gerste und 2 Scheffel Hafer. Das Wohnhaus hat 13 Gebäude; eine Scheune 13 Gebäude und ein Viehstall 14 Gebäude. Die Gebäude sind baufällig und alle mit Splitten gedeckt.“ So berichtet der Amtmann. 1694 wurde in der Dorfmitte eine alte Bierbäckerei gebaut, die 1928 abbrach. Es stand ein alter Backsteinbau, der einst ein Kneipenlokal war. Es hat manchen Schweißtröpfchen getötet, die auf dem großen Feldsteinen freilag. Vom Bierbäckerei stand man im Fundament in zwei Meter Tiefe zwei große Tierschädel, sowie Wirbelsäulen und zahl-

reiche Knochenstücke. Die Stelesteile müssen weniger als 250 Jahre dort gelegen haben, da sie während des stehenden Baues nicht vergraben werden können, weil das alte Haus nur zwei enge Räume hatte, einen Schlafräum und einen Raum, der als Lehrerwohnung diente.

In den Jahren 1758—59 hatten die Guschter infolge des Siebenjährigen Krieges russische Einquartierung. Die Männer müssen über gehoben haben. Die Altardecke und die inneren Altargeräte sind damals verlorengegangen, und die Kirchenbücher sind wohl auch von ihnen vernichtet worden, da aus der Zeit vor 1763 keine Kirchenbücher vorhanden sind. Friedrich der Große ließ sich angelegen sein, die Kirchschäden zu befreien und neue Lebensmöglichkeiten zu schaffen. Ein leitender Vorsteher leitete, Franz Balzhäuser, den Neuen Warthe- und Oberhavelkreis, in den Jahren 1769—69 die Erweiterung und das Bauen. Bei der Anlage der Abwassergräben und Dächer nahm man alte Bäume als Richtungspunkte. Ein solcher Richtungsbauern soll die zielte 500 Jahre eine Eiche auf dem Giebel des Landwirts Richard Seidler sein. Sie hat 32 Meter Kronenweite und steht unter Naturdenkmal.

In den Jahren 1768—69 wird ein alter Streit zwischen Guscht und Böde ausgetragen. Mit hören davon aus den „Historischen Nachrichten“ vom Königl. Baudirektor Dahn: „Daß das Driesener Amtsdorf Guscht mit dem adeligen Dorf Böde wegen eines Teils des Bruches vom Guschter Mühlenfließ, bis an den sogenannten Propsteivoniel, wegen Güting in Communion waren und beschafft seit mehr als 80 Jahren oft Streitigkeiten und Brodesse miteinander gehabt, so wurde dem Baudirektor Dahn aufgezeigt, daß mit dem Herrn von Brandt, der malerisch Böde vor 986 Regen auf 45 Einwohnern, die 1001 Morren 9 Hufen und 1000 Quadratkroaten, darunter 100 Hufen und 1000 Quadratkroaten, Broden. Darauf wurde die Kolonie Guschterbruch mit 33 Kolonien belebt. Auf recht droschliche Weise wurden damals in Guscht die Steuern eingezogen: Der Schulze schüttete einen störzigen Kneipfel aus, den jeder dem Nachbarn weitergeben mußte. Am folgenden Sonntag fanden sich dann die Steuerzahler beim Schulzen ein, der auf einen Tisch siedel Kreidefächer gelegt hatte, wie Steuerzahler in der Gemeinde waren. In diese Fächer legten die Leute ihr Geld. Bei einer solch abgesetzten, so waren während der Übergabe, die Münze fleißig trichtete, das Geld verschüttete und bei der nächsten Zulammungskunst soll das Geld wieder in die Fächer gesetzt, da sich nicht feststellen ließ, wer die erste Münze gesetzt hatte und wer nicht.“

In den Jahren 1807 bis 1811 hielten die Franzosen die Neumarkt besetzt. Nach 1811 wurden den Guschter Bauern und Kossäten durch die

Reformen des Freiherrn von Stein Eigentümer ihres Grund und Bodens. 1838 wurde der Güthler Steinwerder separiert. Der kümmerliche Morgen wurde für 2 Taler verpachtet, der Heftar also ungefähr für 9 Mark. Durch verzweigte Gräben wurde das Land bald so entwässert, daß es gutes Ackerland wurde und besiedelt wurde. Als 1848 wieder einmal der Rat erlosch! Die Polen kommen, da zogen die Frauen von Güth mit ihrer Habe nach dem Steinwerder und vergruben dort ihre Schätze an Kleidern, Bettlaken und Speckfleisen. Die Männer exerzierten unter Führung von Gemeindevorsteher Clemenstein. Güthwerder kam es aber zu keinen Zusammensetzen mit den Polen. 1856 wurde im Johannesthelfer ein neues Schulhaus erbaut. Die Schülertinder gingen damals wie heute bei "Güth" an, als Singelnder mit, wurden im Tannenwald begeistert, ob mit Butterkäppchen und Schätzpatsch. Lechtert mit ihrer gefestigten Entwicklung sicher nicht föderalistisch gewesen. Die Einwohner waren bisher als Feuerwehrmann oder als Soldzlöcher nach Polen auf Feuerwehrdienst geschickt. In den Jahren nach 1870 gingen sie die Sachengänge nach Sachsen, bis ins Rheinland, ja sogar bis nach Dänemark. Im Frühjahr sollen bis 300 Zente Güth verlassen haben, um als Borschmänner ihr schönes Geld zu verdienen. Im November lebten sie zurück und manche von ihnen hat eine gute Wirtschaft erworben. — 1879 wurde auf Anregung des damaligen Mühlenschenks Louis Bost eine Postagentur eingerichtet. Später wurde eine zweimalige Fahrtpostverbindung mit Sonthofen geschaffen. Die Strecke wurde dann mit dem gemüthlich dahinterliegenden Postwagen täglich befahren. Waren Käufle und Infanteristen infolge der drückenden Sommerhitze eingedrungen, so landeten die brauen Posten und ließ den Weg zum Sonthofener Stadl. 1892 richtete R. Berthold eine Autoverbindung ein, die an die Reichspost überging. In den Jahren 1888-92 wurde Güth durch Steinwerder mit Sonthofen, Dietzen und Friedberg verbunden. Am 15. Januar 1892 wurde aus Güthler und Christuskirchwerder Neumarkt ein Feuerwehrverein gebildet, dessen erster Führer Hauptmann O. Büttner war. Der Verein besteht noch und heißt jetzt Güth. 1893 wurde nach Verhandlungen, die sich über fünfzehn Jahre hinzogen, ein neues Gotteshaus gebaut. Es steht auf der gleichen Anhöhe auf der die alte Kirche stand und schaut weit ins Land. 1929 wurde die Kirche mit elektrischer Beleuchtung und Heizung ausgestattet. 1970 wurde neben dem zweiten Schulhaus, das voran als Kirchschul- und Lehrerwohnhaus dient, ein Schulneubau angeführt, der sich mit seinen feinen anstrengenden zwei Stodwerken leider dem schönen Landschaftsbild nicht angemessen einstellt. Ein Männergesangverein wurde 1911 gegründet und bemüht sich auch heute noch um die Pflege guter deutscher Lieder. Ein Kirchenchor trug zur seitlichen Ausgestaltung der Gottesdienste bei. Nach dem Krieg wurde nur wenige Stunden von Güth entfernt, die Reichsregierung gesessen. Hierzu gefallene Schönen feierten Güth in einer kleinen Festhalle einen Gedenktag. Güth ist die Einwohnerzahl stetig zurückgegangen, heute nur noch 700. Jüngst mehr Einwohner verlassen den Ort, um auswärts Arbeitsmöglichkeiten zu suchen. 1926 bildete sich ein Ortsausschuß für Jugendpflege, dem es gelang, im Vorjahr an dem schönen, 200 Morgen großen, zu wenigen bekannten See, eine Badeanstalt errichten zu lassen und der sich seit Jahren bemüht, auf einem von der Gemeinde zur Verfügung gestellten Gelände einen Sportplatz vor württelicher Eröffnung der Jugend herrlich zu lassen. Eine Evangelisch-Kreuzkirche wurde gegründet, die durch die Einrichtung einer Schwesternstation ihon viel Segen gewirkt hat. — Seit dem Frühjahr hoffen alle Güthler auf die baldige Ablösung der geplanten Bahnhofstraße, deren Anlage den vielen Arbeitslosen Beschäftigung und den Landwirten Arbeitsmöglichkeiten schaffen soll.

Wobei dieser Gang durch die Geschicke des Dorfes Güth bei den letzten Deimatgefäß und Gemeinschaftsgeist stärken!

# Klänge aus Neumarktstäden

Von Wilhelm Müller-Rübersdorf

Dank an die Neumarkt.

Neumarkt, Gott der Liebe,  
Mtr. der Mutter Land!  
Himmel, da des Lebens  
Herrn mit entbrannt!

Neumarkt, mit der Osthark  
Herrnstaatsmäster Teil!  
Grund, daraus mit stromte  
Reiches Kindheitstheil!

Neumarkt, stille Bussucht  
Mir aus Unreizheit!  
Wölfet friedemilich mich  
Von so manchem!

Neumarkt, dankbar will ich  
Dir bekenntn' leut!  
Wort von deinem Mart ja,  
Neumarkt — bleib' ich beim!

## Berlinchen.

Siedlein am Marktheueme,  
In Neumarkt sind Land,  
Als einer stolz' diese  
Mein' Herrs' sich dir verband!

Der Schönsten eine bist du  
In trauer Ostharkfurz,  
Und komische keine holder  
Als dich Hand der Natur!

Ob auch an Wuchs recht tierlich,  
Doch du doch heben Glanz:  
Um deine Seelein windet  
Der "Schwab" sich als Franz!

Und Kleestielwerder fernhin,  
Und Neder, Wiesen weit,  
Sind dir, die Lieblich-Schöne,  
Das wunderlichste Kleib' —

Braucht drum die Riesenschwester,  
Nad der du wörst genannt,  
Sich deiner nicht zu schämen,  
Siedlein im Neumarktland!

## Soldin.

Soldin, du Stadt in Uckerb.  
Du Neumarkt Hauptstadt hiebst du!

Im Hügelgrund, wo Seestut blaut,  
Hat Siedelstraß' dich still erbaut!

Von deinem einkönig Angesicht  
Von Schloß und Dom und Kloster spricht!

Und wie du wehrst Kriegessurm,  
Wall zeigen's, Mauerwerk und Turm!

Soldin, eins stark in zeitiger Art,  
Dost Altertdürde, treu bewahr!

## Lippehne.

Gute alte Stadt Lippehne,  
Stadt im Neumarktdeutereien,  
Mag mich oft, seit ich dich kenne,  
In deinen Haubt neigen!

Sinnst so friedlich, holtergesen,  
In dem Blaukraus deiner Seen —  
Wößt' den bau'n, der deiner schönen  
Schönheit salt kann widerstehen!

Ob auch Klein vor vielen andern,  
Mästet groß der Markt du Ehre,  
Trägst noch würd'ge Torturmühle  
Aus der Zeit der Kriegeschwere!

Aber dabei lachst du freundlich,  
Südstein schmuder Fachwerkbauten!  
Wäderlin eins an der Grenze,  
Dran sich Feindessturz staun!

So selbst mit Humor heimatet  
Wärst du durch des Schifals Walten,  
Kennen all' dein' spisch Trintrecht,  
Das du marktgünstig erhalten!

Ob in deinen Bauwer neigen  
Wuß ich mich, seit ich dich kenne,  
Stadt im Neumarktdeutereien:  
Gute alte Stadt Lippehne!

## Neudamm.

Die wir fahr'n durch stillle Gluren,  
Schau'n auf einmal dein Gregg:  
Neudamm, mar' der Industrieweg,  
Wirkend an des Pluges Weg.

Mit den starken Eisenfingern  
Greift du zäh' in Buntfuchtb'nn;  
Bip beruhst vom Werkraude;  
Aber das auch möch' dich schön!

Denn die Arbeit, ist sie nütlich!  
Schändet sie — nein, hebt ins Städt!  
Und aus dich, du mutig Neudamm,  
Ehr' dein Müh'n in treuer Pflicht!

Awar dir an Wuchs nicht rießig;  
Doch wirt rießig weit dein Tun:  
Jägerschritten, Hülle, Tuchs  
Schafft du uns'gn' Rast und Ruh!

Und aus sonst hiebst du im Spenden  
Rüd'gen Guts nicht larg und matt:  
Neudamm, den teuren Neumarkt  
Fleißige Habenstadt!

## Driesen.

Driesen, Ostharkwurthum, einstmals,  
Heut' ein off'nes deutisch' Tor,  
Rast von allen Märkerläden  
Du gen Ost am weitesten vor!

Schwing' gar fest durch dich die Nege  
In den Neumarktstab hinein  
Um als Deutschström dann des Landsberg  
Mit der Wache eins zu sein!

Reisbruch zu deinen Süßen,  
Dir zu Haupt' Hügelwald,  
Rast der Braus des wilden Lebens  
Dir in deinen Frieden halbt!

Driesen, Kornbols, ist der Name,  
Den man treffend die erfahn  
Stadt, um die die Schenkbüthen  
Bretterföhle türmen an!

## Randbemerkungen Friedrichs des Großen

Der Kommerzienrat Simon in Stettin  
richtete das Gesetz an Friedrich dem Großen, im Kreise Soldin gelegene Rittergut Ratajew  
für 40.000 Taler auflaufen zu dürfen. Der König, der seinen bürgerlichen Gütsbesitzer haben  
wollte, wies ihn ab; 40.000 Taler im negotio  
(Gehalt) bringen acht prozent, in gäbter nur  
vier, also verleiht er sein Handwerk nicht. Ein  
Schuster muß Schuster seind, ein Kaufmann han-  
deln und keine gäbter haben". Lebhaft erging  
es dem Landwirt Klegel in Grub, der für  
20.000 Taler ein Gut in Breyen kaufen wollte.  
Kleidung besaß er nicht anfangs; Kleidung haben  
wurde genauso im lande, dergleichen Colonien  
Dingen nicht überwinden kan er nicht auf Adel ih.

Der neuärmliche Kriegsgraf Winckel  
m a m z zeigen an, die Rittergäte des Branden-  
burgischen Neder, Brandenb., in dem  
Departement anstellen wolle und bat den König  
ihu aus preußischen Diensten zu entlassen. Das  
Gesuch wurde befehllich, freilich mit den folgenden  
für den Bittsteller alles andere als schmeichel-  
haften Worten: "Hat er hier gehoben, so kann  
er immer dahin gehen und nach Stelen."

# Glambedeele

Der Glambedeele ist ein ganz in märkische Einsamkeit versunkener Waldsee. Nur selten wird er aufgesucht. Wer ihn aber kennengelernt hat, sieht ihn.

Er liegt mitten in der Märschner Heide. Vor wenigen Jahren war dort noch hohes Kiefernholz. Da kam die Forstleute, und jetzt ist dort Heidegebiet. Rote, obé Höhen; hin und wieder ein warmer blauer Heidekraut; und ein Stiel aufgestützter Blüte. Manchmal liegt eine hohe Kiefer in den leuchtenden Herbstblättern. Sie sagt. Ihr Gesicht ist zerfurcht. So hoch und stark und schmug und eigenartig standen vor Jahren noch hunderte, tausende rings um sie her. Sie sind tot. Die leichten Überlebenden sind ihre Grabendächer, ohne Spruch und Namen, aber mit einer eindringlichen, zwingenden Sprache.

Der Weg lädt verträumt zu einer Schönung. Ein Laubbaum, der sich über ein grobe Häuser biegt. Und da — da unten im Grunde, da hinter der Höhe, der Spiegel eines Sees: Glambedeele. Hohe Kiefern mit frischen, zerzaunten Zweigen stehen am andern Ufer. Der Spiegel liegt tief im Wasser. Über dem Wasser liegt ein Wind, der sanft und gleichsam sanft, der sanft und breit. Ein männlicher Körperl steht ein. Gänsehähne sind ein Wind mit seine keine See in die Luft. In manchen Überstehen gehen die leeren Glöden von Märschen über die Blüte. Aber ganz leise und gedämpft, als lämen die Klänge vom Grunde des Sees.

Ein Handwerksfürst hat einst ganz unerträglich den Glambedeele entdeckt. Der Handwerksfürst müsste sich vor vielen Jahren den wagenzermahlenen, ländlichen Waldes nach Märschen entlang. Schäferrinnennachmittagstraße durchzog die Heide. Über den Waldwegen hingen rohblau Schleier. Hinter ihnen schienen Bänder, die Wunder märkischer Kiefernwaldalmenleiter sein. Der Handwerksfürst ging wie traumend durch diese Stunde und ließ sich von dem Zauber des brandenburgischen Landstoffs ganz, gefangennehmen. Plötzlich war der Weg zu Ende; er hatte den eigenartigen, stillen Nachmittagsstimmung des Waldes und seines Gedankens folgend, den gewohnten Weg verlassen und stand nun mit einem Bildnis. Durchschaut war er nicht, sehr darum, dass er sich nicht hinzunahm, um in der Ferne ein Hund anzuheu. Nach mühevollen Bemühungen durch Brombeerezauber und hohe Geister harrte er vorsichtig auf einer Höhe vor einem leuchtenden See. Er stand vor dieser verunmenschlichen Schönheit wie gebannt. Nach langem Schauen wandte er sich um. Dort qualte ein Weiler, dort stand eine Hütte. Der Teerbrenner trat heraus und bat ihn: „Guten Abend!“ Die freundliche Frau setzte dem Reisenden eine einfache Wurstbrot und bereitete ihm auf der Erde einen Stoßkäfer; er war vom vielen Wandern müde.

Die Sonne wurde gerade hinter den Baumkronen hervorgekommen, als der Handwerksfürst am andern Morgen aus dem Bett trat. Der Teerbrenner war schon bei Arbeit. Er gehörte zu den Märschner Märschen. Abgeschauten hatte der Handwerksfürst, ob sie irgend eine Bitte hätten. Sie lachten und sahen ihn an. Er wiederholte seine Frage. Aber sie sahen sie wieder als einen Scherz an. Ein alter, schon etwas geblästerter Wandermantel mit verkratzten abgezogenen Bändermäntel, mit Siefeln, die bald neu verdient hätten, fand dieleß doch keine Bitte erfüllen! Da sahen sie näher in sein Gesicht, das ihnen von Anfang an Erbreibitung einstellte; eine Hafennase, ein paar trocknes Alters blitzennde faulblasse Augen. . . Plötzlich wurden sie alsbald wieder von einer Erbreibitung, die von dem herauströmig gekommen und hatte den hässlichen Mantel des Teerbrenner bezeugt. Eine blonde, linsenartige, darunter, und ein Ordensstern blinnte. „I x R o i g i s . . .“

Friedrich bewusst sie; gerade so wollte er ja vor seinem Bolle beweisen werden.

Jetzt hatte der Teerbrenner auch eine Bitte: er wollte die Glambusen haben, in einem Waldstück unentzündliches Stubben roden zu dürfen. Die Bitte wurde ihm erfüllt, und das Privileg hat lange Zeit für den Teerbrenner vom Glambedeele bestanden.

# Strassen in Zehden

Von Kurt Hinze

Hertog, diese Stadt . . .

Ich habe am Oberdamm, in Sonnen und Butterblumen die Mittagsstunden verschlafen und mich halbseitig von Bäumen und Büschen in den Wiesenweg und den Gräben und Bärendänen verloren. Und sehe nun hier in einer der Straßen Hertog, diese Stadt!

Beinah möchte ich glauben, ich hätte mich am Oberdamm in eine verunmenschliche Welt hineingetraut. Hier hat das Rad der Zeit zu rollen aufgehört. Die ganze Stadt ist ja Vergangenheit. An einigen Stellen wagt sich Geheimgärtnerisch emporg. Aber die Vergangenheit erdrückt es.

Ein Bäckchen finst sich hinein. Ein Bäckhof wundert mit. Ein Bäckhof hält sich an einen Gang geschmieg, von dem kleine Bäckersäden herunterhängen. Leise, einförmige Melodien sind in der Luft: Melodien der rinnenden Bäcker, zu denen durch die Kirche von Stunde zu Stunde der Takt schlägt. Bäck und Bäckhof haben sich angefasst und wandern unter dem Klimmgerölls wölbe durchkriolten Rosanenkrönchen weltverloren die weltverlorenen Städte.

Die Straßen sind eng und krumm und holperig. Und sie steigen alle bergan. Sie gehen hoch, so anders als die geraden, näherliegenden Straßen anderer Städte. Die Straßen hier haben Leben und Seele, die Straßen hier sind wie Menschen. Sie milchen sich wie Menschen die Binsel herum. Es ist so, als ob man im Steigen und Gehern einen Wandertambour an Seite hätte.

Da, der Marktplatz: Hier in Südsibirien zu lesen weiß, sieht es dem Markt und seiner Umgebung an, das das Städtchen schon sehr alt ist; er sieht sogar, dass es im 12. oder 13. Jahrhundert sein Geburtsjahr haben muß. Die Siebentag ist aber gewiss viel älter. Hier haben lange vor dem 12. Jahrhundert ererbte Slavenkämpe gelebt. Sieht man nicht hier den Schlachtfeld Oder? An welchen im Jahre 972 Markgraf Hodos Macht von den Slaven zerstört wurde? Was weiß dieser Markt? Hier an diese Stelle hat ein alter Bewohner des vergangenen Jahrhunderts ein Bäckchen auf dem Glambedeele gestanden. Grobgestümpt, mit Füßen wie Bänken. Die rührten auf einem großen Findling.

Junius hatte den Roland sommerliche Gesellschaft. Dort, von jenseits Marktplatz her, zerriss johend ein Menschenhaar einen Kord. Der hatte in der Nacht gefolten. Ohnmacht mit ihm auf den Stein. Hier musste er stehen. Stunten und starb wie die Höhne hinter ihm. Die Schulungen lungenen um ihr herum, schütteten ihm Geister. Die Bäckerschäen kamen und trugen ihre Bäcke an ihm vorbei. Die Bäckchen standen mit den Bäckern zusammen und lächeren. Der Spießbär aber stieß sich mit dem Fleisch, durfte nicht herunter von seinem Stein und durfte nicht mit der Bäck das Bäckengeschehen.

Wie hat doch da der hölzerne Roland in sich hineingelacht, dass sein hölzerner Bär biberete.

Er wollte den armen Bäck mit seinem Knie

stossen, wollte ihn am Arm auswischen. Aber er konnte doch nicht: er war ja aus Holz.

Das Bäck schrie jedoch, was es für den hölzernen Ritter gab, waren seine Abenteuer mit den Frauen. Ja, ja, ja! Und noch dazu meistens mit verheiratheten Frauen! Da hatte eine furchtlich mit ihrem Mann gesamt, hatte ihm die Oren vorsgesetzt und zu allen Uebel noch die unüberstütschten Saden von der Frau Doctor in der Stadt heringemäschelt. Das durfte so nicht weitergehen! Die hohe Städtegalgen stand. Und was musste die Freue tun? Zum hölzernen Roland kam an den Marktplatz ein großer Stein, auf dem ein hölzerner Abt und sein Stein noch schlammten. Von seinem Soden herunterholen musste sie ihn. In ihre Arme schlichen musste sie ihn. Ihr ihr Herz drücken musste sie ihn. Und trab, trab, durch sämtliche Straßen tragen musste sie ihn. Ach, was das eine Wonne für den Städteleibig! Frauenernte hatte er noch nie gefühlt. Jetzt schmiegten sie sich um ihn.

Die Sitte hat aufgehort, hat mit dem Ver- schwinden des Roland aufgehort.

Schade!

Lieber Roland, komm doch wieder! Und nicht nur nach Zehden . . .

Aber er kommt nicht wieder. Sein Platz auf dem Zehdenex Markt bleibt leer. Seine leichten märkischen Reise stehen in der Eingangshalle des Märkischen Museums in Berlin. Sein Kopf in abgebrochen, seine Füße sind verkrumpt. Lange Zeit war er gänzlich verschollen, bis man ihn eines Tages verhaftet in einem Winter des Spiekhause entdeckt und als Sehenswürdigkeit ins Museum führte. Jetzt steht er dort neben den Schäften der gräflichen Oberen in weitem Raum. I. aus Rügen stieg, in weitem Raum und Füßen und Füßen. Nur wenige sind es, die seine weiss lebende Melodien zu erzählen. Star, hölgern schaut er in einer Ecke und bittet von Lebender Spiekhufen, und Frauen, die an der Brust er einst ruhte.

Nun da oben, diese schwiege Straße hinauf! Da ist an der Kirche vorbei. Solche kleinen Häuser! Einige haben Fachwerkbönde und sehen dafür mit kleine Schulmädchen aus, die sich schwungförmig schürzen umgebunden blicken. Wie weit hier die Häuser ihre Treppenaufgänge auf die Straße schieben! Man könnte meinen, die Häuser streeten einlaufen ihre Hand aus: Bitte, bitte dich herein!

Beinah hätte ich es auch getan und wäre die Straße hinaufgehoben. Aber, — nun habe ich mich umgesehen.

Ooch . . . Bäume und Häuser lassen einen kleinen Blick frei, und ich kann von hier oben mit über die Dächer und Giebel und Straßen und Menschen hinweg in die blasse Raumtonzunge des Oberbrudens sehen. Hier die Erme der Straße, hier die Kleinheit der Häuser und Winde und dort — die endlose Blüte unserer Oberwelt, die man kaum mit einem Bild fassen, mit einer kleinen Begeisterung kann.

Ich habe mich oft umgewandelt. Aber, so oft ich mich auch umhüll, immer grüßte die weite, weiße, blaue See ihre Schnecken und Grottegeister herüber. Und ich werde mich noch oft umsehen, um einen johlen Steinen Verblau zu suchen.

Johannismittag in Zehden. Die Luft, die unbestreitig in den Straße bricht, ist von dem Dörfchen und den Häusern und Bäumen und Blüten. Glücksicht sieht leicht und lächelt über den Dörfchen. Die Stadt lächelt, holt Mittagsruhe. Nur hier und da fliegt ein Holzpfeifenvogel über das Bläker, sieht der gleichmärsige, einsilbige Lauf eines Senienschäfers. Die Bäume und Bäden rings um die Stadt sind eingetzen.

Da . . . riecht dich einmal aus dem Kirchenhüdnen auf, in dem ein eindimmbaren wolltest. Schau doch einmal an den Giebeln vorbei über die Dächer! Da, da drüsken an der Grenze, die mittagsmündig über den Töpferberg gleitet, steht eine Frau. Sie hält die Hand über die Augen und blickt zum alten Kloster hinüber, der grob und windig wie eine riesige Bergkugel aussieht. Jetzt geht die Frau weiter. Du laufst im langenlangen Schreiten die Falten ihres langen Gewandes fallen sehen. Du laufst den blonden Schreit erkennen. Jetzt gleitet sie zurück. Langsam. Hinten entzündlich aus. Nun liegt die Welt wieder in ihrer hellen, heißen Sille.

Frage nicht nach dieleß weissen Frau! Kein Mensch in Zehden weiß ihren Namen, kein Mensch der umliegenden Dörfer weiß, wer sie ist. Kein Mensch weiß, was sie will. Nur ein einziges Mal im ganzen Jahr, nur an den Johannismittagsstunden läuft sie sich sehen, und auch dann nur für Menschen mit Sonntagsaugen.

Man könnte meinen, es wäre die Morgenmühme. Aber ich glaube es nicht. Die Morgen-

mußte tragen doch kein weißes Kleid, sondern ein goldgelbes. Auch ist es nicht so lang, sondern etwas kürzer, daß die sonst braungebrannten Beine zu sehen sind. Auch hat die Mogennummuhne einen Gürtel von Margueriten und Korallenblumen und einen Haarschmuck von Getreideähren und rotem Mohr. Auch tritt die Mogennummuhne sehr selten aus dem Korn hervor, sondern holt zwischen den Salmen und lauert auf Kinder, die im hohen Norn nach Blumen suchen, um sie dann an die kleinen Dörren zu hängen und nach ihren schmalen Dörren zu langen und sie mit all ihrer Schönheitlichkeit hin zu umklammern, bis die Kleinen ganz still sind — und nicht mehr atmen können.

Die Mogennummuhne ist es wohl nicht. Auch die Schönheitliche des Städthins, die jedes Jahr kommt, um zu sehen, wie es der Stadt geht, kann es kaum sein; denn dann wäre die Freude gewiß nähergekommen oder hätte wenigstens einmal nach der Stadt herüber geliehen. Eine weiße Frau aber stand von ferne auf der Getreidebörse und blickte an der Stadt vorbei stark und unbeschreiblich nach den verwüsteten Klostermänen hinüber. Vieelleicht ist sie die leichteonne des Klosters. An einem Johannisnacht würde diese leichteonne des Schönen Klosters vom Blitzen erschreckt. Drei Tage lang hatte eine Gemitergewißheit der Stadtbefestigung gelitten. Drei Tage lang blieb Salag auf Schal an die Stadt nieder. Drei Tage lang war der Himmel qualvoll. Drei Tage lang trieben sich heulende Wolken-Lungenheuer dicht über den Dächern umher. Drei Tage lang blieben die Blüte.

In der Mittagsstunde des vierten Tages schob plötzlich eine schwingende Woge quer durch den Himmel und häufte auf den Klosterhof nieder. Am Abend brüllten die Wölfe auf, die Domher gröhnte wie ein gewaltiges Tier. Die Stadt bebte. Die Männer schrien.

Dann wurde der Himmel heller und ruhiger. Als die Zederner Blitze neigtert zum Kloster eilten, sandten sie die leichteonne tot, vom Blitzen getötet. Der Himmel hatte sein Opfer.

Ob diese weiße Frau, die da drückt im Sonnenglimmer des Johannisnachtags stand — Sie habe nicht Zeit, darüber nachzudenken. Ein langer, mehr Gedanken kommt durch die Lippe. Aber sie schwieg, um nicht zu tönen. Doch einer hebt an, läßt sie, summert. Ich weiß gar nicht, ob er schon anschreibt hat oder ob er es das Singen meines mittagsdämmrigen Blutes übergegangen ist.

Ich frage nicht, wo die Gloden läuteten. So läuteten die Gloden von Grönberg und Breden nicht; und sind nicht die Gloden von Groß-Mantel und Hohen-Alsbibbom. In der Johannisnachtagsstunde schwimmen die Glodenläute aus dem tiefschwarzen See, der dunkel und geheimnisvoll zu führen des Gutes Karlstorf breitet. Die vor Jahrhunderten im See verhunkende Kirche ruft zum Gottesdienst. \*

So ist in Zedern die Johannisnachtagsstunde von vergangenen Weinen und verlungenen Weinen angefüllt. Die Lebenden schwören.

Nun erst die Abend. Der wunderbare Mond geht durch die Gojen. Sie schweift den letzten Schimmer des gestorbenen Tages von den Mauern und hängt über Blöter und Winkel jene hulksamen Schleier. Die langen Schatten der Gebäude bewegen sich. Gauflöser Trichter flüssiger Kriegsleute schwant die Weg herauf, hinunter. Ordensritter, verwegnen und stolz, Heerharen, die hier im Blute lagen. Das Grillengesang im Grate ist kein Grillengesang mehr. Das Quiaken der Frösche ist in den Käthlen ist kein Fröschenquaken mehr. Die Nacht macht alles zu lang hinblauende unerledige Weinen.

Im Eisgarten, jener Straße, die kein Sonnenstrahl mehr auf die Gärten des Klosterschreis legt, wacht wieder Bregenbergs Zorn, nach ihrem im Bregenbergs verargerten Goldschmied. Sie schwimmt zu den Fenstern empor, hinter denen noch eine Lampe wacht, man sollte den Käsch holen und eins Licht bringen.

Oben im Steinbruch ist wieder die schwarze Frau aus ihrem Stein gekriegt und gekleidet und kommt und sieht um Erholung. Man sollte sie anfassen, sollte sie vorfragen.

Aber keiner kommt. Darum fragt sie so.

Unter der Erde aber läuft und rumort es. Die unterirdischen Gänge, die vom Petersberg zum Klosterberg und weiter bis zum Dorfe Grönberg führen, dessen Eingänge aber keiner findet, sind lebendig. Kerneße Rösen steigen empor und tanzen im Schatten der Klostermauern ihre Länge. Kärtre nicht eben etwas? Zudem nicht eben dort an der Klosterseite der weiße Bißel steht. War es nicht wieder die weiße Frau, die mit ihrem großen Schleiblumb die Gänge kontrolliert. Vor einigen Jahren hatte sie einen ihrer Schläfen verloren. Ein Bauer, dessen Blut über die morschen Stegelsteine des Bregenbergschreis leckte, überreichte der eine ein dort so helle, die über die Bregenbergschreis hinausreicht, eines jauchzhaften Gotteshauses, dessen Orgelflänge und Glodenküste nur noch in weißen Juminäden durch die Luft summen.

Zedern — an flaren müchnernen Vormittagn eine kleine, heimatlose Stadt. Zedern — in Wirtschaftlichkeit aber für immer ein Denkmal deutscher Kulturwelt im Osten. Zedern — in wachen, dutschwernen Räthen jedoch ein Ort voll Wunder und Größe und Tiefe.

### Ein märkisches Schweinedritt vor 250 Jahren

Das Vorsternmorgen war in der Stadt auch früher eine nicht unbedeutende Stellung. Ein Morgenmacht nicht nur viel Weines mit Speis und Schinken, sondern verlandt es auch, schmaßachtige Würste herauszuholen. Die Schweinedrobten vor den Kammertüren in den Nebengöfen gehörten zum Stadtbild der hauptsächlich landwirtschaftlich eingesetzten Kleinstädte, und die grunzenden Fresserfischer mischten sich nicht selten unter die Spaziergänger. Das war für die damaligen Arbeiterbürger ein idyllisch-ländliches Erleben, das an däufige Braten und fette Brotzeit erinnerte, die man in ansehnlichen Mengen verzehrte.

Die damaligen Schweinedrobten, zu denen besonders Bäder und Wirtshäuser gehörten, wünschten, daß die Freiheit des Dienstes für sie längst verderbt. Deshalb trieb man diese Vorsternmorgen in die Wälder und in die Heiden. Sie läuteten dort nicht nur Bölgelgemalt und Schärfichteramt unter den Schädelingen, wie Kiefern und deren Larven, Raupen und Schmetterlinge an, sondern ließen sich auch das Vererbenkut, die Eicheln und die Buchsätern schmaßend muntern. Und hatte aber das „in die Eichelmalte“ feilgelebte, denn die „Mahl-Gerechtigkeit“ liebten der Landesherr, Städte und Güterbesitzer in ihren Eigentumsbeziehungen aus. Das trug Maßelde, Maßelneisen, ein deren Abführung gewünscht und verordnet wurde, voran. Und dann kam es seitens der vornehmen Bäder und Wirtshäuser und der Güter, von denen die sibölichen Maßelde verlangten nicht nur die höhere Maßelde verlangten als der Landesherr, was zu Unzufriedenheiten und zu Handeln führte. Als Entgegenkommen brachte und zur Umgebung der Maßelde wurden mitunter die Schweine in Maß unter Landes gefügdet oder gar dorfselbst verlaufen. Auch das stand zur Erbitterung. So kam am 15. August 1681 ein Maßelde zu Lande, das mit Staatsflucht an die hofwüchsigen und strittigen Dingen durch die Notverordnung zu befreien hoffte. Daselbe führte an, daß in den verschiedenen Gütern und Städten der Landesherr nicht gleichzeitig gesetztes bewohnt, und um daß es verboten ist, Schweine in fremde Maß außer Landes zu treiben und die Maßelde zu entziehen. Dagegen wurde allen, die über eine Maßerechtigkeit verfügten, geboten, sich mit dem üblichen Geld zu beklagen und nicht mehr zu nehmen. Besonders ward es untersagt, Schweine aus Maß ausland zu verkaufen. Für jede Überreitung war der Schwein ein Stalat von drei Tälern und die Konfiszierung des Vorlebens angeordnet, das erst nach Erbteilung der Stadt wieder freigegeben werden durfte. Das Anzeige folgt, der erste ist ein Maßelde, der Stadt, ein zweiter ist ein Maßelde, der Bregenbergs, gegeben worden. Damit sich niemand mit Unwissenheit entzündlichen konnte, wurde dieses Schweinedritt in den Kirchen der Käsch verlesen und alle Beamten und Dienstleute in Stadt und Land gebeten, für die Ausführung dieses Ethisches Sorge zu tragen.

## Spul im Kästchen Winkel

Von A. O. Nath

Eine halbe Stunde oberhalb der Stadt Schwarzen befindet sich ein alter Bartholomäus, der Schäfer noch eine zweite Bartholomäus mit dem neuen Bett der Marke hatte, und der heute alleine unter dem Namen „Süller Winkel“ bekannt ist. Er ist rings von Bäumen und Büschen mit umgeben. An einer Stelle am Ufer liegt ein langer, langer Bett angelbemmeter erkaufer Schäfer begraben. Aber das Grab ist längst zerstört, nur einige Bappeln stehen ganz in der Nähe und halten einsam Totenwacht.

Vor einer Reihe von Jahren waren hier eines Nachts drei Fisken in einem Kahn beim Fischen. Der Mond stand groß am Himmel und gab einen sahlen Schein über die Landschaft. Die hohen Bäume und Büsche aber waren düstere und gelbsteinige Schatten. Kein Blätzen wehte vor dem unheimlichen Ort. Doch kam ein weißer, weißgewandter arbeitender Mann. Noch war die Mitternachtshunde nicht vorüber, da ob plötzlich einer der Fischer, ein Sonntagskind, wie am Ufer unmittelbar an den Bappeln, wo der tote Schäfer begraben liegt, ein großes, weißes Tier lautlos anfuhrte. Es blieb mit feurigen Augen zu den Fischern herüber, weitsicht mit seinen langen Schwanz den Erdoden und sperrte seinen Rachen drohend auf. Als aber der Fisken sich dem unheimlichen Schatten erholt hatte und keine Gefahr, denen der Spul entgangen war, schweiferte er nach, was der Tod, die Fischerei, das Kahn, ob es gefangen, oder wieder verloren. An diesem Abendholte aber hier ein heiliges Raunzen durch die Bäume, als wenn ein Wirkelndes durch die Bäume läßt exzitirte Wärme während auch nicht ein leiser Hauch die Blätter der anderen Bäume bewegte.

Auch sonst soll es nachts an dieser Stelle nicht immer gehener sein.

## Alte Blätter

### Der Napoleondamm in Zielenzig

Auf der alten Gleisstraße, die in östlicher Richtung aus der Stadt hinaufzuführt, fällt der außergewöhnliche Beobachter logisch das eigenartig große Blätter auf, das viel umfangreiche Steine, als sonst üblich sind, aufweist. Es handelt sich um den vom Volksmund so genannten Napoleondamm, dessen Entstehung seit dem Feldzuge des großen Kaisers nach Russland (1812) datiert. Auf dem Marsch in das Reich des Herrschers aller Reichen mußten die Franzosen durch das sibirische Land, dessen Schieße Wege noch ungewohnt waren, und die Kälte, die eigentlich dem Trock, die schweren Bagen und Karren auf dem weichen Sande durchzubringen. So waren oft große Blätterfahrer darin. In drei Reihen, entsprechend der Bogenburrkette, wurde große Stein angelegt, auf denen die Männer nicht leicht abgleiten konnten. Der Zwischenraum blieb Sandweg für Reiter und Fußvolk. Später Befestigungsarbeiten ließen die Blätterfestungen bestehen und sulten nur die Brüderchen aus. So konnte die alte Heerstraße ein Abenteuer mehr bewahren. E. Th.

## Inhalt:

Aus der Geschichte des Dorfes Gusel. Klänge aus Neumarktstädt. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Randskizzenungen Friedrichs des Großen. Glambesiedlung. Straßen in Zedern. Von Kurt Hinze. Ein märkisches Schweinedritt vor 250 Jahren. Spul im Kästchen Winkel. Von A. O. Nath. Kleine Blätter.

Berantwortlich: Paul Dahms.